



CLAIRE BEREST

DAS
LEBEN
IST EIN
FEST

Ein
Frida-Kahlo-
Roman

Insel



CLAIRE BEREST
DAS LEBEN
IST EIN FEST

Ein Frida-Kahlo-Roman

Aus dem Französischen von
Christiane Landgrebe

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
Rien n'est noir
bei Editions Stock, Paris.

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des
französischen Außenministeriums, vertreten durch die Kulturabteilung
der Französischen Botschaft in Berlin.



Erste Auflage 2021

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2021

© Editions Stock, 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17901-6

Für Albéric, mi cielo, mi vida.

Und natürlich für Frida de Gayardon.

Malen möchte ich dich, doch mir fehlt es an Farben – es gibt ja so viele – in meiner Verwirrung. Der konkreten Form meiner großen Liebe.

Frida Kahlo, *Brief an Diego Rivera*, 1952 oder 1953

Die Literatur ist denkbar schlecht geeignet, um innere Geräusche wiederzugeben und zum Klingen zu bringen – es ist also nicht meine Schuld, wenn ich nicht den Klang eines Herzens, sondern den einer zerbrochenen Uhr hervorbringe.

Frida Kahlo, *Brief an Ella Wolfe*, 1938

I
MEXIKO, 1928

Blau

Elektrizität und Reinheit. Liebe.

Distanz. Auch die Zärtlichkeit kann von diesem Blau sein.

Frida Kahlo, *Gemaltes Tagebuch*

Kobaltblau

Sie sieht nur ihn, ohne ihn anschauen zu müssen.

Er vergnügt sich endlos im beinahe toten Winkel, am Rand des Blicks, wo man mehr erahnt als erkennt. Ein spektakuläres Gebilde, halb Dickhäuter, halb Krake mit vereinnahmenden Tentakeln, das den ganzen Raum nassspritzt, in dem sich seine Masse ausbreitet. Eine Zirkustrophäe, die sich jede Frau gern an die Brust heften, der sie sich gern hingeben würde. Dieser zentnerschwere Mann von unnatürlicher Beweglichkeit, dessen Überfülle rosafarbenen Fleisches die Wendigkeit und Schnelligkeit eines Knüppels noch verstärkt, weckt bei einer jeden unmittelbare und unzählbare Lust auf Verbotenes. Ohne dass sie es sich eingestehen können, verzaubert Diego Rivera das schwache Geschlecht wie ein berauschender Duft, der im Vorüberziehen die Sinne betört, ein Hypnotiseur, durch den alle Scham verschwindet, die Brüste schwellen, und das Urbedürfnis nach Besitz erwacht.

In seinem Beisein steigt die Stimmung eines Festes um eine Oktave, Ungeniertheit breitet sich aus, Schönheitsflecken glänzen, schlummernder Mut kommt in Schwung. Es knistert. Allein seine Gegenwart lässt den Charme der Schönredner und wohlgeformten Körper verfliegen, der eben noch in der Luft lag. Er fesselt, er fasziniert. Während Frida ihn anstarrt, kommen ihr die leuchtenden Punkte in den Sinn, das lästige Blinken, das ständig vor den Augen tanzt, auch bei ge-

geschlossenen Lidern, wenn aggressives Licht die Netzhaut so gereizt hat, dass geisterhaftes Blitzen im Innern der Augen andauert. Durch welche Gunst ruft die Aura dieses Monsters ein so aphrodisisches Glitzern hervor? Diego ist nämlich hässlich, wirklich hässlich, was ihn selbst amüsiert. Eine Hässlichkeit, die schmeckt, den Appetit anregt. Man möchte in den dicken Bauch hineinbeißen, sich die Zähne schmutzig machen, seine kräftigen Finger lecken, mit der Zunge über seine zu weit auseinanderstehenden dunklen Glupschaugen fahren.

Sie reißt sich von der Betrachtung des bekanntesten Malers Mexikos los und lässt ihren Blick über die anderen Anwesenden schweifen, eine formlose, berauschte Menge an Möglichkeiten. Eine Feier wie jede andere, oder?, denkt sie. Wie immer lüftet sich ein wenig der Schleier von den Pflichten des Tages, man brüllt lauter, atmet tiefer, trinkt mehr und rascher, das Lachen wird schneller, fällt vom Mund herab, stürzt sich auf den, der gerade vorbeikommt, und küsst ihn. Doch die Feste bei Tina Modotti haben den seltsamen Reiz, einander nie zu gleichen. Sie versprechen solche Entgleisungen, dass Frida gern die stille Beobachterin spielt.

Frida Kahlo geht von einem Raum zum nächsten, um die von leidenschaftstrunkenen Geschöpfen bevölkerte Mondlandschaft aus wechselnden Perspektiven zu betrachten. Sie mustert die Männer, die wie Herren des alten Spanien gekleidet sind, ihre strahlenden Knöpfe, die geraden Nähte, ihr Strähne um Strähne gebändigtes Männerhaar, ihre elegante Haltung, die danach verlangt, außer Fassung gebracht zu werden; und die schönen Dichter mit ihrem gepflegten Äußeren dicht an dicht mit anderen *hombres* in zerknitterten Hemden, Be-

sitzer einer einzigen Hose, die sie jeden Tag der Woche über ihre grau gewordene Unterhose ziehen, denen wenig gehört, da sie mit den Händen arbeiten, doch sie alle haben für sie den gleichen perfekten Schweißgeruch, sie alle verschmelzen zu einem Bild, denn Frida sieht sie nackt vor sich, mit einem Wimpernschlag wischt sie ihr stolzes Gehabe, ihre Posen und ihre Staffage beiseite. Angespannte Muskeln, Sehnen, schwarz behaarte Oberkörper, zarte und zu große Füße junger Männer nehmen in ihrem Kopf Gestalt an. Hier bei Tina stehen die Frauen ihnen in nichts nach, sie sind ebenso selbstsicher und heißblütig; auch sie sind frei. Die einfachen Näherinnen, die gekommen sind, um zu trinken, reden ebenso laut wie die Frauen, in deren Milieu man taillierte Kleider trägt. Für die Zeit eines Rausches versöhnen sich die einander bekämpfenden Klassen. Tina Modotti ist eine Abenteuerin. Die italienische Fotografin mit zahlreichen Liebesaffären und politische Aktivistin hat das entspannte Gesicht jener Frauen, deren Schönheit neben ihrer Intelligenz und ihrem Können nur ein überraschendes Detail ist. Sie ist eine Lebenskünstlerin. Ihr Freund Germán de Campo hat Frida in das Milieu der Künstler und Kommunisten (ein Pleonasmus) eingeführt, als sie sich endlich von dem medizinischen Korsett befreit hatte, in dem sie monatelang ans Bett gefesselt war, als Frida wieder anfangen konnte zu leben – kein normales Leben, aber immerhin ein Leben. Sie hat Tina Modotti bei der PCM, der kommunistischen Partei Mexikos, kennengelernt, in die Frida eingetreten war. Schon bei der ersten Umarmung fanden sie Gefallen aneinander, seit der zweiten lieben sie sich. Frida mag ihre italienische Nase, ihre vollkommene Brust und ihre Haarknoten, die sie im Rhythmus ihres stakkatohaften Redeflusses auflöst. Frida gefällt es, wie Tina, die Ausländerin, die

mexikanischen Frauen von hinten, die Hausfassaden von vorne und die Blumen ohne Stiel fotografiert, Frida mag Tinas Art, Mexiko zu lieben.

Frida hält sich im Hintergrund, ihr Körper hat sich von dem Unfall noch nicht ganz erholt. Er glüht, dieser Körper, wie eine Blechplatte in der prallen Sonne, ihr dürstet nach starkem Alkohol, nach *guitarrones* und kompromisslosen Trompetenklängen, die sie in Sphären heben, aus denen man nicht unversehrt zurückkehrt, doch ihre Beine können sie kaum tragen. Frida muss sich wieder neu lernen, jede Bewegung kann unerwartete, schreckliche Folgen haben, der Schmerz liegt immer auf der Lauer, jederzeit bereit zuzubeißen. Die Angst lässt sie frösteln, sie, die früher für ihr Leben gern gerannt ist.

Wettrennen durch die Gänge der Schule, im Sprung über die niedrigen Mauern ihres Viertels, in den Klassenzimmern vor ihren strengen Lehrern, Klettern um die Wette auf Gerüste und Bäume, Rennen durch die Straßen von Mexiko, um keine Begegnung zu verpassen, die einem Tag oder dem ganzen Leben eine entscheidende Wendung geben könnte, Rennen, bis sie nicht mehr wusste, wo ihr der Kopf stand, Frida, unersättlicher Feuerkopf, die von klein auf nur die Spiele der Jungen spielte und keine Herausforderung ausließ, bei der man sich die Knie aufschlagen, die Sinne verwirren und das Gesicht zerkratzen konnte.

Fridas Beine haben sich in einer Art Kribbeln die Erinnerung an ihre frühere Unerschrockenheit, ihren unfehlbaren Mut bewahrt, doch heute sind sie abgestorbenes Holz, mit zwanzig Jahren seit dem Unfall verrostet, teuflischer, schizophoren gewordener Körper, und so bewundert Frida Germán und Tina, die wild und ausgelassen wie die Teufel tanzen,

ihr ist fast so, als tanzte sie mit, als Tina ihren Rock anhebt, Schweiß zwischen Beine und auf Stirnen treibt und ihrem kubanischen Liebhaber Antonio Mella freudig und beschwingt einen Tequila nachschenkt.

Der blendend aussehende Mella mit dem Gesicht einer griechischen Statue, den man gern in zwei Bissen verschlingen möchte, ohne zwischen seinem Kopf, seinem Körper und seinen Reden zu unterscheiden.

Das Grammophon dröhnt immerfort, die Boheme strömt weiter herbei, wie schwarze Ameisen, die über eine Honigquelle herfallen. Alles ist ausgelassen, politisch und tragisch. Schamgefühle und Tabus verschwinden. Nach den langen Monaten, in denen sie liegen musste, sind Tinas Feiern für Frida das beste Mittel, wieder auf die Beine zu kommen. Mit ihren zwanzig Jahren fühlt sie sich alt und möchte wieder ihre Jugend genießen, den goldenen Faden wieder aufnehmen, sich wie früher ins Getümmel stürzen, als sie irrlichternd durch die Gegend streifte, die lauten Diskussionen und all die Scherze machen ihr den Kopf frei, die Musik durchdringt sie, drängt in ihre Adern, sie kann nicht losstürmen, noch nicht, wie sie hofft, aber das kommt wieder, es ist schon fast da, sie singt trotz allem, fasst irgendeinen Genossen an den Nacken, es sind hier ja *alle* Genossen, sie trinkt und trinkt, stürzt Mezcal die Kehle hinunter, von dem jeder Tropfen die Wirklichkeit umstößt. Frida kann nach wie vor trinken, sie ist trinkfest auf ihren Beinen aus Pappmaschee. Sie weiß, dass sie nie mehr das Gefühl haben wird, zwanzig zu sein, nie mehr den unbändigen Schwindel ihres Körpers spüren wird, der sich für immer die Jugend aneignet, aber da kommt Tina auf sie zu, Göttin mit wildem Haar, hüftschwingend beugt sie sich an ihr Ohr.

Sie hat sie überall gesucht. »Frida, ich habe dich überall gesucht, Diego Rivera ist da, er zieht nebenan eine Schau ab. Ich muss ihn dir vorstellen. Zehn Frauen hängen an seinen Lippen und seinem Hemd.« Frida tut so, als wäre sie überrascht. Ach ja, nein, ich habe ihn gar nicht gesehen. Tina packt sie an der Schulter und macht sich mit ihr auf die Suche nach dem *monstruo*. Endlich. Die beiden Frauen drängeln sich durch die feiernde Menge, Frida richtet sich unwillkürlich auf, mit neuer Kraft, wie man sie verspürt, wenn das Warten ein Ende hat, eigentlich ist sie ja nur hier, um Rivera kennenzulernen.

Plötzlich der laute Knall aus einer Knarre. Spitze Schreie der Frauen, ein Tisch bricht ein, Gerenne und ein Riesenlärm. Tina vergisst Frida und ihre Kuppelabsichten, im Innenhof herrscht Krieg. Dinge gehen zu Bruch, dennoch bricht Lachen aus, Gesänge ertönen, die betrunkenen Männer stürmen mit Flaschen in der Hand hinaus, zu anderen nächtlichen Vergnügungen. Die Frauen folgen ihnen. Oder überholen sie. Feste gehen nicht zu Ende, sie ziehen nur weiter.

Hier herrscht ein heilloses Durcheinander, denn Diego Rivera, dieser Dummkopf, hatte seine Pistole gezückt und auf das Grammophon geschossen, wie Frida Kahlo jetzt erkennt, dabei lächelt sie und zündet sich behutsam ihre x-te Zigarette an.

Sie atmet den Rauch ein und wieder aus. Anmutig.

Schwebend.

Rivera hat, als er sich davonmachte, seine Jacke vergessen, der Ärmelaufschlag hat die Farbe des Innenfutters, ein fast violett-blau, Kobaltblau. Frida legt sich in dem verlassenen Salon die Jacke um die Schultern und verschwindet darin, so groß ist diese, sie hält die breiten Ärmel, in denen ihre Arme verschwinden, an ihr Gesicht, es riecht nach Leder und Tube-

rose, sie nimmt den Geruch des Malers tief in sich auf. Kobaltblau ist perfekt, es gibt wohl nichts Schöneres, um Atmosphäre zu schaffen.

Auf ein andermal, Diego, ich habe Zeit. Das Gefangensein im Korsett hat mir beigebracht, was Zeit ist.

Stahlblau

Durchdringendes,
in die Nacht fliehendes Blau

Sie lieben sich. Was heißt das? Frida hat sich selbst ausgezogen, sehr schnell, hat den Rock achtlos auf den Boden geworfen, hat ihre Bluse aufgeknöpft, Knopf um Knopf, blitzschnell, nackter Körper, Unterhose heruntergerutscht, sanft, sie bietet ihren Körper dar, ohne Scheu, ohne falsche Scham, sie hat ihren Körper, der sie so oft verraten hat, früh zu zähmen gewusst: zu mager, schmale Hüften, ein Bein durch Polio verkürzt, das Mädchen hinkt, Humpelbein-Frida, ein geringes Körper-Kapital, das sie genau beobachtet hat, in jede Richtung, in aller Nüchternheit, Dellen, Höcker, so sehen die Karten aus, die Lage ist nicht aussichtsreich, *keine zweite Ziehung*.

Diego fällt zuerst wie ein Menschenfresser über sie her, ohne Hemmungen, gierig, mit Speichel und Zähnen, scheint nichts zu sehen, scheint blind zu schmecken, eine Nase, die sucht, Gerüche aufsaugt, alle Farbnuancen der Haut, eilend und freudig, er ist nichts mehr als Hände, die ungebremst zupacken, die erste Erkundung eines genießerischen Besitzers, und er ist noch angezogen.

Sie kleidet ihn aus, zieht den Gürtel heraus, um seine weiten, unförmigen Kleider zu lösen, sucht sich einen Weg durch die Fülle, befreit ihn von den dicken schwarzen Schuhen,

muss ruckartig daran ziehen, lässt ihm den Stetson auf dem Kopf, legt den Körper von Diego frei, sogar in Europa bekannt, ein mythisches Totem, das doppelt so alt ist wie sie und ihr zehn Leben voraushat, sie schwingt sich auf ihn, keiner der beiden lacht, zu berauschend ist ihr Verlangen, sie hockt auf ihm, küsst seine Männerbrust, im Bewusstsein all der wilden Spiele mit den Frauen vor ihr, der kundigen, der tugendhaften, der verdorbenen, die vor ihr dieselben Gesten vollzogen haben, die doch nicht dieselben waren. Beim Sex gibt es immer ein erstes Mal. Auf diesem Zauberberg reiten, Diego plötzlich so leicht und geschickt, Herr über den Besitz, seiner Rechte sicher, idealer Lenker, gieriges Kind, eignet sich das Innere an, schaut begehrllich, Kunstwerk Lustknopf, Hammer der Begierde, ein Kenner, Perlen auf den Schlüsselbeinen, die kleine Frau stets in Bewegung, stürmisch, bellendes Hündchen, ganz und gar mitten im Geschehen, sie machen Liebe, was bedeutet das?

Dann ist es vorbei, die Spannung lässt nach, sie wischen die Flecken weg oder auch nicht, es ist ein süßer Moment im Dunkeln, sie haben kein Licht gemacht, als sie sich zum ersten Mal aufeinandergestürzt haben, zum ersten Mal miteinander geschlafen haben, wie beim Öffnen der ersten Flasche auf einer Feier, mit einer Spur Festlichkeit, vor allem aber Feuereifer, weil diese Feier so ersehnt war, und Diego fragt Frida, ohne sie anzusehen: Was um Gottes willen sind denn das für Narben?

Sie weiß alles über ihn, kennt seine Mythologie, er aber weiß nichts über sie, sie ist ein Niemand. Er der größte Maler Mexikos, sie eine Mestizin aus Coyoacán mit gebrochener Wirbelsäule, zwanzig Jahre jünger als er. Sie beantwortet seine Frage, erzählt ihm ihre Geschichte.